

Festrede zum 20. hessischen Schulbibliothekstag am 2. April 2011

Andreas Steinhöfel

Autor, Bibliothek und Schule, Leser – wer verirrt sich zuerst im Dschungel multimedialer Möglichkeiten?

Sehr geehrte Damen und Herren,

jeder Dschungel birgt die Gefahr, dass man ihn vor lauter Bäumen nicht sieht. Ich habe deshalb versucht, beim Verfassen dieses Redebeitrags etwas räumlichen Abstand einzunehmen. Da man aber auch vom Rand her immer noch prima in die Tröte blasen und seine Meinung brüllen kann, erwarten Sie von mir bitte keine allzu objektiven Äußerungen. Ich spreche als Autor, als einer also, der von Berufs wegen Wörter in Worte verwandelt, Worte in Sätze und Sätze in Geschichten, oder, anders gesagt: Würden Sie von mir eine Hohelied auf die neuen Medien erwarten – ich stünde nicht hier.

Nein, ich säße dann zum Beispiel irgendwo in der Geschäftsführung von Langenscheidt oder Brockhaus und würde mir Gedanken darum machen, wie ich TING vermarkte. TING ist das chinesische Wort für *hören*; bei Langenscheidt und Brockhaus ist es der Name für einen, sagen wir mal: sprechenden Kugelschreiber.

Mit dem Sensor an der Stiftspitze wird ein Code auf Buchseiten ausgelesen. Dieser Code ist mit unterschiedlichen Audiodateien, die zum Buch gehören, verknüpft. TING erkennt beim Antippen von Bildern oder Texten den Code und spielt die passende Datei über den integrierten Lautsprecher ab.

Das erwähnte Buch mit den Codes drin wird, man ahnt es, verlegt von Langenscheidt oder von Brockhaus. Dennoch: Ziemlich cool, oder? Einen Mausklick weiter im Netz erfährt man, dass der TING nur 35 Euro kostet und außerdem noch dies:

Mit diesem Stift kommt Leben ins Buch! Dieser TING ist ein Ding - denn der fröhliche Stift hat es in sich und sorgt für tolle Hörüberraschungen. Mit dem TING-Hörstift macht Lesen jetzt noch mehr Spaß, schließlich gibt es zu den Bildern und Texten auch die passenden Geräusche. Und die macht der TING.

Wilde Vorfreude durchflutet mich in Erwartung einer TING-Umsetzung der Geschichte um den kleinen Maulwurf, der wissen wollte, wer ihm auf den Kopf gemacht hat! – Aber, ernsthaft:

Da kommt Leben ins Buch! ... Damit macht Lesen noch mehr Spaß! Wenn auch immerhin konzidiert wird, dass Lesen ohne TING schon ein bisschen Spaß macht, offenbart sich hier der springende Punkt: Das Buch als dröges, mit Druckerschwärze und den immer selben 26 Buchstaben plus drei Umlauten und zehn Ziffern zugestülptes Medium hat ausgedient. Es lebe das portable E-Book, das interaktive Bilderbuch, in dem beim Umblättern auf die Seite mit dem Rotkehlchen ein Rotkehlchen zwitschert, oder eben der Stift, der mir fehlerfrei meine Englischvokabeln vorspricht.

Was ja erst mal nichts Schlechtes ist. Fremdsprachige Vokabeln in perfekter Aussprache, sozusagen auf Knopfdruck: Hätte ich mir das als Schüler nicht gewünscht? Doch, sicherlich. Hätte ich mir nicht gewünscht, dass irgendwie alles auf Knopfdruck funktioniert? Doch, bestimmt. Hätte ich erwartet, dass ich damit vom Lernen entbunden werde? Nee. Ich war ja nicht doof.

Multimedia heißt: Ich gehe weg vom ausschließlich geschriebenen Wort, das eventuell von einer Grafik unterstützt wird: von Schaubildern, Zeitleisten, Versuchsanordnungen. Ich bewege mich von einer visuell statischen Anschaulichkeit hin zu einer computerunterstützten zusätzlich akustischen, oft bewegten, sogar von mir beeinflussbaren, also interaktiven Darstellung des zu Lernenden.

Es ist ein Weilchen her (okay, es ist dreißig Jahre her), da nahm ich, an dieser Schule, an einem recht spannenden Experiment teil. Es ging um Lernbiologie, genauer, um die neurophysiologischen Vorgänge, die im Großhirn ablaufen, während es lernt. Resultat, wir alle wissen es: Am besten lernt man, was möglichst viele Sinne anspricht. Soll heißen, einen Begriff, den ich ausschließlich akustisch wahrnehme, erinnere ich schlechter oder gar nicht, als einen Begriff, der mir zusätzlich visuell, und zwar sowohl in Schriftsprache wie auch als Bild, dargeboten wird. Die besten Lernergebnisse werden erzielt, wenn ich den Begriff gegenständlich auch noch betasten darf und zusätzlich dessen Bezeichnung aufschreibe.

Lernen mit allen Sinnen. Spricht nicht genau das für Multimedia, für Interaktivität? Zumal Multimedia und Interaktivität zusätzlich werben mit: Weniger Mühe beim Lernen! Das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden! Mehr Spaß! Nicht nur *spielerisch lernen* wird versprochen, sondern *spielend lernen*, nicht nur *effektiver lernen*, sondern *effizienter lernen*, und ja, sicherlich erlangt das Kind, indem sein Spieltrieb angesprochen wird, unterm Strich mehr Wissen. Vielleicht sogar so viel, dass es damit eines Tages Günther Jauch beeindrucken kann. Aber niemanden sonst. Denn, und das ist die Crux an der Sache: Wissen ist nicht gleich Bildung.

Ich möchte an dieser Stelle einen kurzen Auszug aus einer Rede wiedergeben, die ich bei der Leipziger Buchmesse hielt:

Mit der digitalen Revolution hat sich unsere Wahrnehmung der Welt verändert. Wir leben in einer Wirklichkeit – und für nichts sind Kinder und Jugendliche sensibler als für die sie umgebende Wirklichkeit –, die jede Literatur, die ihrer habhaft zu werden versucht, fast täglich aufs Neue überholt. Die ungebremsten Bilderfluten des Fernsehens, Multimedia und WWW, Neoliberalismus und Turbo-Kapitalismus: vereint haben sie alle unserer Welt längst auch ihre letzten Geheimnisse entrissen und, schlimmer noch, diese Geheimnisse allen und jedem zugänglich gemacht. Was einst

der amerikanische Kulturkritiker Neil Postman prophezeite¹ – dass, wo es keine Geheimnisse gibt, es auch eine Kindheit nicht mehr geben kann – ist längst eingetreten, da mögen pausbäckige Politiker, gleich welcher Couleur, noch so verwundert tun angesichts zunehmender Gewalt, Verzotung und Verblödung unter Jugendlichen und Kindern, da mögen sie, die Politiker, ihr Heil in der Flucht nach vorn suchen und glauben, ein bloßer Internetzugang für jede Schule, am besten für jeden Schüler, sei schon für sich genommen ein bildungspolitischer Schritt nach vorn.

Den Fortschritt zu kritisieren war noch nie populär und wer auf die Gefahren hinweist, die einem jungen Medium wie dem Internet innewohnen, der wird von den Handlangern der New Economy gnadenlos an die Wand gebrüllt. Der eben zitierte Neil Postman tut es trotzdem, und weil er unendlich wichtige Fragen stellt², sei mir ein sehr kurzer Exkurs erlaubt.

Wenn es den neuen Medien vorgeblich darum geht, den Menschen mehr Informationen zu vermitteln, müssen folgende Fragen gestellt werden: Wer trifft die Auswahl der zur Verfügung gestellten Informationen? Wer trennt die Spreu vom Weizen, wer befindet darüber, welche Information gut ist und welche schlecht? Wie ordnen wir diese Informationen, wie bündeln wir sie zu Wissen? Und welche Fragen stellen wir an dieses Wissen, um Erkenntnis zu erlangen? Zur Zeit geben Politiker unseren Kindern und Jugendlichen Instrumente in die Hand, ohne sich auch nur einen Deut um die Frage zu scheren, woher das Personal kommt (und wer es bezahlen soll), das unseren Kindern beibringt, wie diese mächtigen Instrumente zu handhaben sind. Wenn wir je Pädagogen brauchten, dann an dieser Stelle.

Wie bereits erwähnt: Die Rede, aus der dieser Auszug stammt, hielt ich im Rahmen der Leipziger Buchmesse. Vor zehn Jahren, im März 2001.

¹ Neil Postman – Wir amüsieren uns zu Tode (Fischer, Frankfurt, 1988)

² Neil Postman – Die zweite Aufklärung (Berlin-Verlag, Berlin, 19999)

Über Rechtschreibfehler von der Schrift- zur Bildsprache

Hätten die Heilsversprechen von Multimedia und Interaktivität sich inzwischen erfüllt: Wie erklärt sich dann ein Rückgang an Allgemeinbildung, wie ihn jährlich zum Beispiel die Siemens-Stiftung konstatiert? Wie kommt es dann, dass wir jedes Jahr erneut vor PISA- und VERA-Ergebnissen zittern? Wie erklären sich an mich adressierte Leserbriefe, an denen ich seit etwa zehn Jahren einen deutlichen Verfall nicht nur der Orthografie, sondern auch der Sprachkultur generell beobachte, und dies vollkommen unabhängig von der Schulform? Einer dieser Briefe begann – sowieso ohne Anrede – mit einem einzigen Wort, klein und zusammen geschrieben: *wigettesinn*? Nur ein T mehr, und man hätte ein Anagramm für *Wittgenstein* gehabt, das wäre dann fast so etwas wie eine ironische Meisterleistung. Aber das Wort bedeutet: *Wie geht es Ihnen*? Eine einfache Floskel, dahingemeuchelt, Opfer eines orthographisch-syntaktischen Blutbads.

Gut, eine Ausnahme, nicht die Regel. Da aber beides – Orthografie wie Sprachkultur – eng ans Buch gebunden ist – und damit an Sie und an mich – möchte ich hier die Brücke schlagen zu der Frage, was denn nun am schriftsprachlichen Buch besser sein soll als am Klingel-tröhtz-bling-bling-guck-mal-ich-brauch-kein-Papier-mehr-Buch.

Bleiben wir zunächst bei der Orthografie. Rechtschreibfehler werden inzwischen buchstäblich hemmungslos gemacht. Lesen Sie Internet-Foren? Ich meine damit durchaus auch die Foren der ZEIT oder der FAZ. *Wer Fehler findet, darf sie behalten*. Eine dort gern getätigte Aussage. Wie auch: *Reicht doch, so lange jeder versteht, was gemeint ist*. Als politischer Bürger ist mir diese Haltung durchaus sympathisch. Soll jemand seine Meinung etwa nicht äußern aus der Angst heraus, wegen ein paar Rechtschreibfehlern gerüffelt zu werden? Selbstverständlich nicht! Selbstbewusst mit persönlichen Defiziten umzugehen, halte ich durchaus für eine Tugend. Bloß: Wo ziehen wir die Grenze? Wie viel sind wir bereit zu entschuldigen, wenn letztlich irgendwie alles entschuldbar ist? Selbst ein Irgendwie:

Wir haben uns irgendwie um acht getroffen, und dann sind wir was essen gegangen oder so, und dann waren wir noch irgendwie tanzen.

Bin ich erzkonservativ oder, schlimmer noch – werde ich einfach zu alt? – wenn ich überspitzt frage, ob es sie irgendwann gibt, die Generation, der nichts mehr peinlich ist? Muss ich mich, als Adressat wöchentlich eintrudelnder Leserbriefe, deren Inhalt sich manchmal nur durch lautmalerisches Nachahmen frei flottierender, abstrakt anmutender Morpheme verständlich macht, nicht folgendes fragen: Wenn diesem Kind, diesem Jugendlichen eine einigermaßen gute Rechtschreibung nicht die Mühen wert ist – worum wird es sich dann in anderen Bereichen seines Lebens bemühen?

Nachdem eine Gremium aus Fachleuten 12 Jahre benötigte, um den Duden, von Teilreservaten abgesehen, zu einem Freilandgehege für orientierungslose Sprachwilderer zu erklären, ist unser Umgang mit der Schriftsprache schlampiger geworden. Führende Zeitungen und Magazine – so genannte Leitmedien – veröffentlichen inzwischen Artikel, bei denen es die Sau graust, so peinlich sind manche der darin enthaltenen syntaktischen und stilistischen Niederschläge ausgebildeter Journalisten! Selbst Lektorinnen habe ich bei Fehlern ertappt, die mich fragen ließen, wo die Mädels während der Unterrichtseinheit waren, in der, zum Beispiel, Zeichensetzung gelehrt wurde. Konjunktiv und indirekte Rede. Zeitenfolge: *Kaum bin ich aus dem Haus raus, da sah er mich auch schon und ich war weggelaufen.* So etwas.

Aber wozu überhaupt Sätze bilden, wenn wir Zeit und Platz sparende Akronyme verwenden können, die jüngst sogar Eingang in das Oxford English Dictionary gefunden haben: IMHO, OMG, FYI? Was, linguistisch betrachtet, übrigens das erste Mal sein dürfte, dass Sprache sich aus finanziellen Gründen geändert hat – vor den ersten Flatrates bedeuteten mehr Zeichen für ihre Verfasser schlicht mehr Kosten.

Im selben Nachschlagewerk, und das halte ich für signifikanter, ist erstmals ein Wort durch ein gleichberechtigtes Symbol ersetzt worden: ein kleines Herzchen bedeutet *love*. Es bedeutet außerdem, dass wir uns einer piktografischen Kultur annähern. Wozu noch, womöglich fehlerträchtig, Buchstaben aneinander reihen, wenn man ein Symbol verwenden kann? Wozu die Zeitung oder das Buch lesen, wenn der Flachbildschirm mir die Welt erklärt – schneller, bunter, vielfältiger? Wozu zweihundert, fünfhundert, gar tausend Wörter kennen, wenn durchschnittlich circa 100 bis 150 ausreichen, die Welt zu erklären? Ich sag's Ihnen: Weil der liebe Gott, wahlweise die Evolution, uns die Fähigkeit zur Sprache geschenkt hat. Und die Fähigkeit zur Poesie.

Poesie auf Speed

Multimedia benutzt und beinhaltet Sprache, aber es unterstützt ein nicht buchstabenbasiertes, sondern ein bild- und symbolbasiertes Lesen, eine Hinwendung zum unmittelbar verständlich Visuellen. Akronyme als Wortsymbole, Symbole wie ein Herzchen, mögen dabei ihre eigene Poesie beinhalten. Aber deren Gehalt ist gering. Wenn wir das geschriebene Wort durch Bilder und Bildsymbole verdrängen lassen, lassen wir damit auch das poetische Potenzial des Wortes verdrängen.

Poesie heißt: Gedanken und Gefühle in Bilder übersetzen. Das klingt zunächst nach einem Widerspruch in sich, denn solche Bilder können unmittelbar visueller Natur sein. Es gibt die Poesie eines Gemäldes, eines Films, einer Statue ... Es gibt, um die Naturwissenschaftler nicht auszugrenzen, die Poesie und inhärente Schönheit einer mathematischen Formel, eines DNS-Strangs, und ein schwarzes Loch ist nicht nur von Ehrfurcht gebietender dunkler Schönheit – es lässt sich bildlich auch besser vermitteln als über quantenmechanische Ableitungen.

Aber um ein Bild zurück ins Wort zu übersetzen, um Sachverhalte genauer zu erläutern, um sie zu lehren, bedarf es grundsätzlich zunächst: der Sprache. Und es gibt nun einmal Sachverhalte von solcher Komplexität, dass sie sich in Gänze multimedial nur schlecht, kaum oder gar nicht

aufbereiten lassen. Versuchen Sie mal Kant per *Point and Klick*. Oder Einsteins Relativitätstheorie. Versuchen Sie, die schiere sprachliche Schönheit wie auch Mehrdeutigkeit einer einzigen Zeile aus einem Shakespearschen Sonett in ein einzelnes Bild zu fassen und sie werden merken: Das gelingt Ihnen nicht. Und sollte es Ihnen doch gelingen, wäre das Resultat verpackt als visuelle oder akustische Sensation, die von ihrem Rezipienten auf genau das – und ausschließlich das – abgeklopft werden würde: Ihren Sensationsgehalt. Und dann weiter im ... nicht im Text. Mit dem nächsten Bild, und dem nächsten. Multimedia muss nicht, aber es *kann* bedeuten: Weiter! Schneller! Weiter! Und jedes *Schneller!* beraubt uns der Sprache, jedes *Weiter!* räumt dem Bild die Vorherrschaft über das Wort ein und macht es – vielleicht gar nicht vorsätzlich – obsolet. Weil es so hübsch einfach ist. Für den Rezipienten so bequem. Und weil es sich, wie alles, was Bequemlichkeit verspricht, leicht vermarkten lässt.

Eine fundierte, von Argumenten gestützte Meinung lässt sich schwerlich in knappe Bilder fassen. Sie hätte dann bestenfalls noch Symbolwert. Ihr inhaltlicher Reichtum wäre nicht ausgeschöpft. Aber manchen Reichtum muss man sich erarbeiten. Erlesen.

Lesen bedeutet immer auch: Spracherwerb. Spracherwerb bedeutet: Die Fähigkeit erlangen, sich differenziert und verständlich ausdrücken zu können. Je differenzierter, umso verständlicher, umso erfolgreicher. Buch, und damit Text, bedeuten: Auseinandersetzung mit Sprache. Langsamkeit. Mühe. Innehalten. Verstehen. Überdenken. Zurückblättern. Nochmals lesen. Ein Buch ist nicht schnell. Es mag sich *slam*-poetisch auf 140 Zeichen zusammenfassen lassen, und es entsteht auch dabei zwangsläufig eine eigene neue, gewiss nicht uninteressante Poetik. Doch die ursprüngliche, reichhaltige, sich detailliert verästelnde Poesie bleibt dabei auf der Strecke.

Grenzen der Poesie

Genug gemault, Gegenfrage: Braucht die Welt Shakespeare? Hat der alte Barde nicht seine Zeit gehabt, wie so viele und vieles andere von unserer Kultur längst Vergessene? Sollten wir tatsächlich, mit Unterstützung neuer Medien, von Schriftsprachlern vermehrt auch zu Bildersprachlern werden: Wäre das so schlimm? Ist es nicht, im Gegenteil, ein Fest für jeden Semantiker, wenn eine Rose nur noch eine Rose eine Rose ist? Um den poetischen Gehalt einer Rose darzustellen, benötige ich keinen Text. Das Bild einer Rose, ein Gleichheitszeichen, dann das Bild eines küssenden Paares: So ist das mit dem Zusammenhang zwischen roten Blütenblättern und Liebe. Herzchen drum, fertig, und wenn ich die Poesie steigern möchte, wickele ich das Herz zusätzlich in Dornen: *Love*.

Poesie, man sollte das nicht vergessen, ist angelernt. Eine Art kulturelles Paradigma. Kein Kind käme von allein auf die Idee, eine Rose mit Liebe zu assoziieren. Einer hat's mal irgendwann getan, und weil dieses Bild so wunderbar archetypisch ist, hat es Eingang gefunden in unser westliches kulturelles Unterbewusstsein. Ein schönes Bild. Eines von vielen, aber: Wie viele Wörter füllen unser Lexikon? Und wie viele davon lassen sich so bildhaft ausdrücken wie die Liebe durch die Rose?

Nee. Wenn Sie Bilder wollen, bleiben Sie bei Picasso. Wollen Sie bewegte Bilder, gehen Sie ins Kino. Wenn Sie Sprache durch Bilder und Geräusche ersetzen wollen: Bitte, bitte, unterlassen Sie das! Stellen Sie sich stattdessen die Frage: Wenn ich ein Kind, einen Jugendlichen, einen Schüler dem *Point and Klick* überlasse, den bunten Bildern und Symbolen, den Geräuschen: wer ist dann irgendwann noch übrig, um Kant oder Einstein zu verstehen? Denn zuletzt landen wir immer wieder dort: Selbst interaktive Seiten wie wissen.de sind auf die Kulturtechnik des Lesens angewiesen. Ohne Sprach- und Lesekompetenz bleiben die Schatzkammern des Wissen verschlossen. Ohne Sprache kein Diskurs.

Zerstreuung vs. Konzentration

Nun wird jeder Multimedia-Befürworter uns zu verstehen geben, dass Multimedia nur begleitend zu sehen sei, das eben das Bunte und das Schnell doch letztlich nicht mehr ist als Mittel zum Zweck: Dass Kinder letztlich, über diese bunte Straße, dann doch jene eben eingeforderte sprachliche Kompetenz erlangen.

Und ja, günstigstenfalls ist das so. Wissensvermittlung, multimedial aufbereitet, kann großartig funktionieren. Doch die Frage ist: Wird uns auf multimedialen Wegen nicht ein *ad hoc* Wissen suggeriert, ein nicht schnell erlernbares, sondern ein schnell konsumierbares Wissen, eines also, das keinen Anspruch auf Bewahrung beinhaltet?

Das Großhirn muss aus einer Vielzahl von Eindrücken jene herausfiltern, die es zu abrufbarem Wissen ordnet. Könnte da nicht, vor lauter *Klick!* hier und *Blink!* da und *Trara!* dort, etwas verloren gehen? Filmbilder sind schnell. Sie gönnen sich und uns keine Pause, das liegt einfach nicht in ihrer Natur. Eine zunehmend aufs Bildliche fixierte Kultur wird sich abkämpfen müssen mit dieser Schnelligkeit, die einem nachhaltigen Lernprozess entgegen wirkt.

Wissen ist kein Wissen, wenn es sich nicht verfestigt, wenn es nicht abrufbar auch dann bleibt, sobald das eben noch genutzte interaktive Medium nicht mehr greifbar ist. Nicht um zu wissen, sondern um uns zu behalten, dass das Rotkehlchen ein Rotkehlchen ist, sollten wir dessen Namen nicht nur hören, sondern ihn auch lesen. Um ihn uns tiefer einzuprägen, sollten wir ihn auch schreiben. Das erfordert Konzentration.

Wenn ich einer Überdosis Multimedia eine gewisse Gefährlichkeit unterstellen will, dann deshalb: weil sie, eine gewisse Fahrlässigkeit vorausgesetzt, nur Oberflächenreize erzeugt. Sie zwingt nicht zum Innehalten. Sie bedingt kein nachhaltiges Lernen. Das begründet sich aus ihrer Herkunft: Multimedia ist ein waschechter Ableger erster Generation

von *Zerstreuungskultur*. Zerstreuung ist das Gegenteil von Konzentration. Sie dient der Unterhaltung, oder nicht mal der. Aber Lesen, das Buch, zwingt genau zu dem: Konzentration.

Doch vielen Kindern mangelt es an Konzentration – und ich spreche jetzt nicht von Kindern mit ADHS oder von den seit geraumer Zeit wie Pilze aus dem Boden schießenden Hochbegabten. Wie sehr Kinder und Jugendliche auf Oberflächenreize konditioniert sind, demonstriert sich einem auf Lesereisen befindlichen Autor tagtäglich: Man erhält eine etwa zehnminütige Aufmerksamkeitsspanne, die man nur dadurch künstlich verlängern kann, dass man sich gebärdet wie ein Showstar, den laufenden Text immer mal wieder für Anekdotenhaftes unterbricht oder um einen sich nicht ausreichend unterhalten gefühlten Schüler vor die Tür zu setzen. Als Autor steht man das durch. Der Spuk ist nach zwei Mal einer Dreiviertelstunde vorüber. Aber als Lehrer? Tagtäglich?

Von links und rechts werden Lösungen für diesen virulenten Konzentrationsmangel angeboten. Sie reichen vom Vorschlag, die nicht mehr zeitgemäßen 45 oder gar 60 Unterrichtsminuten zu kürzen auf Intervalle von 30 Minuten, über die Forderung, Lehrer sollten sich via Psychotherapie ein dickeres Fell zulegen, bis hin zum Vorschlag, man möge moderner, effizienter und effektiver lernen. Wie und womit? Siehe oben.

Zumutungen

In der bereits erwähnten Leipziger Rede habe ich vor zehn Jahren verlangt, dass wir uns von einer Zerstreuungskultur zurückentwickeln müssen zu einer Kultur der Zumutungen. Soll heißen: Die Frage, ob Lernen anstrengend sein darf, müssen wir vorbehaltlos mit *Ja* beantworten dürfen. Wissen fliegt uns in der Regel nicht zu. Kaum ein Kind dürfte für alle Schulfächer gleichermaßen Begeisterung aufbringen; es wird immer diese oder jenes lernen *müssen*. Wer sich nicht streckt, wird nicht erwachsen. Das Leben, um dieses hübsche Wort aufzugreifen, ist nun mal kein Ponyhof.

Warum aber wird schon der Aufruf zu mehr Zumutung als Zumutung begriffen? Und von wem eigentlich? Ich sag's nicht gern, aber ich sage es dennoch: Wer wagt es, Eltern, die sich beschweren, ihr Kind sei überlastet, entgegen zu halten, dass sie es nicht mit einem Mehr an zu bewältigendem Stoff von Seiten der Schule, sondern mit einem Weniger an Konzentration und Aufmerksamkeitsfähigkeit ihres Kindes zu tun haben? Wofür sie, die Eltern, womöglich, selber ein klein wenig Verantwortung tragen?

Wir könnten diese Eltern beruhigen. Letztlich ermöglicht die Zumutung des Lesens und des Spracherwerbs das, was Multimedia unseren Kindern vermeintlich verschafft: Einen Wettbewerbsvorteil. Denn, ob Buch oder Film oder Klingel-Di-Dumm, da dürfen wir uns nichts vormachen: Wissen zu erlangen aus einer eingeborenen Neugier heraus, der Forschergeist als Selbstzweck, ein nicht ausschließlich zielgebundenes Interesse, eine Neugier an Gott und der Welt, kurz: alles, was einmal, aus der Renaissance erwachsend, als aufklärerische Tugend galt, ist vielen Eltern schnuppe. Sie wollen ihre Kinder fit gemacht sehen fürs Erwerbsleben, und zwar für eines, das sich heute ungleich differenzierter darstellt als noch vor einer oder gar zwei Generationen. Und bedrohlicher.

Diese Eltern kapitulieren – und ich meine das durchaus mitfühlend – vor den Anforderungen einer entfesselten globalen Wirtschaft. Angesichts kompliziertester ökonomischer Verflechtungen, gegen die das Aufdröseln des gordischen Knoten einer blassen Fingerübung gleichkäme, verspüren Eltern – wie wir alle – einen zunehmenden Kontrollverlust. Dieser Kontrollverlust wird verstärkt durch die Ohnmacht, die viele Eltern auch und gerade wegen der neuen Medien verspüren: Das Kind hängt im sozialen Netzwerk herum, bei 17 von 3.500 Freunden, oder es führt bei *World of Warcraft* gerade eine Gilde an? Es unterhält sich, schweigend über einen barrierefreien Tisch hinweg per SMS oder MMS mit einem ebenso schweigenden Gegenüber? Was ist da los mit meinem Kind?

Folgendes ist los: Internet, Handy und Tablet-PC haben, hauptsächlich unter dem Stichwort *Mobilität*, eine Generation herangebildet, die digital eng miteinander vernetzt ist und kommuniziert. Lassen wir mal das Problem außen vor, dass dieselbe Generation gleichzeitig mit analogen, gern als uncool betrachteten Medien wie Büchern arbeiten soll, was bei vielen einen gewissen Widerwillen, und sei er nur ästhetischer Natur, hervorruft. Lassen wir außen vor, dass die mit der tagtäglichen digitalen Fesselung einhergehende Entfremdung von der Natur inzwischen zu pädagogisch hilflosen Rettungsversuchen führt wie dem eines Waldspaziergangs pro Schuljahr, bei dem (ich zitiere das hiesige Tagesblatt *Hinterländer Anzeiger*), Schüler lernen, "den Wald mit allen Sinnen zu erleben." Was nicht nur traurig ist, sondern unter dem Superlativ *alle Sinne* auch blödsinnig titulierte, es sei denn, der eine oder andere Schüler bisse bei einem solchen Spaziergang ins Gras oder in den Waldboden. Und lassen wir auch außen vor, dass eine schlichte Verabredung zum gemeinsamen nachmittäglichen Besuch des Geigenunterrichts erst nach sechsfacher gegenseitiger Bestätigung übers Handy tatsächlich zustande kommt, oder dass es mit der Gruppenarbeit für den Unterricht leider nicht hingehauen hat, weil irgendein Text unauffindbar in der *Cloud* verschollen ist.

Was bleibt, sind junge Menschen, die vielen ihrer Eltern einen Quantensprung voraus sind, was den Umgang mit neuen Medien und deren Techniken betrifft. Sie müssen es sein, denn wären sie es nicht, wäre sie nicht hipp.

Im Zuge des aktuellen Wirbels um die Internet-Plattform *Isharegossip* erklärte der Berliner Senat, man stelle 1.7 Millionen Euro zur Verfügung, um Schülern mehr Medienkompetenz einzutrichtern. Jenen Kindern und Jugendlichen also, die seit Monaten eine Plattform nutzten, von deren Existenz der erwachsene Senat erst erfuhr, als das erste Kind im Brunnen, respektive im Krankenhaus lag. Jenen Schülern, die *Isharegossip* dann kurzerhand lahmlegten, indem sie den Server der Betreiber mit Einträgen

aus der Wikipedia statt der üblichen Schmähchriften überfluteten.

Tausendfach. Wer hat hier die mangelnde Medienkompetenz?

Nein, was da fehlt, ist eindeutig soziale Kompetenz. Aber die kann man nicht kaufen. Die wird anerzogen. Von Eltern. Die dieser neuen Kultur, wie die Eltern jeder Generation jeder neuen Kultur, so hilflos gegenüber stehen, dass sie dort einzugreifen versuchen, wo sie denken, dass Kontrolle noch möglich ist: Zum Beispiel in der Schule. Und wenn Sie Pech haben, in Ihrer Bibliothek. Ein Teil dieser Eltern, die angesichts der schönen neuen Welt längst innerlich das weiße Fähnchen gehisst haben, treten dabei gleich ganz ihre erzieherische Verantwortung ab – auch an die Schule, damit auch an die Bibliotheken, auch an uns Autoren:

- Schreiben Sie doch mal was, damit mein Junge liest!
- Warum möchten Sie denn, dass er liest?
- Hallo!? Wegen seiner Zukunft!? Wegen Bildung!?
- Hm ... Lesen Sie denn selber auch?
- Nee. Nee, nee ... Keine Zeit.

Solche Eltern sind willige Opfer von Multimedia. Sie halten bereits das Ausfüllen eines umrisshaft vorgegebenen Bildes mit anzuklickenden Farben für einen kreativen Akt. Aber verankert sich Gelerntes nicht besser, wenn es emotional unterstützt wird: Wenn der Vater, die Mutter neben dem Kind sitzt und per Buntstift Farben mit ihm ausfüllt, anstatt das Kind allein vorm PC wursteln zu lassen? Und war da nicht auch noch was mit Haptik statt Mausclick? Keine Zeit, keine Zeit ...

Die Rolle der Bibliotheken

Was das nun alles mit Ihnen und Ihrer Schulbibliothek zu tun hat? Nun: Sie entscheiden durch die Auswahl dessen, was Sie in ihren Bestand aufnehmen (oder daraus entfernen) darüber, wie groß der Anteil am analogen Text gegenüber multimedial aufbereiteten Inhalten ist.

Ich sagte eingangs, dass ich versucht habe, einen entfernten Standpunkt einzunehmen. So ein wenig vom Rand her habe ich mir die naive Frage gestellt, was die Schulbibliothek leistet, und die womöglich naive Antwort lautet: Die Schulbibliothek stellt ihren Besuchern Medien zur Verfügung – hauptsächlich Bücher – die der Erlangung und der Vertiefung von Wissen dienen. (Das Buch als reinweg unterhaltendes Element möchte ich ausblenden; hier ist die Schnittstelle zur öffentlichen Bibliothek gegeben, die aber längst in einem ähnlichen Spannungsfeld steht wie die schulischen Bibliotheken. Beide haben sich angebedert, um Kundschaft zu halten, indem sie zum Beispiel DVDs verleihen – natürlich nur pädagogisch einigermaßen wertvolle Filme oder sinnvolle PC-Spiele. Müssen Sie das? Die Medien verzahnen sich immer enger, okay, aber: Verleiht Ihre Videothek in der Bahnhofstraße eigentlich auch Bücher?)

Und dann das Geld, das viele Geld! All die neuen Medien sind teuer – schon weil sie neu sind. Das Diktum ständig zu steigenden Wachstums, jene Todesfalle des Kapitalismus, lässt auch Buch- und Schulbuchverlage jedes Jahr neue Säue durchs Dorf treiben. Auf dem Rücken der von Vermarktungsrufen angefeuerten Tiere: unsere Schüler. Unter den Paarhufen dieser galoppierenden Viecher: Sie, die Bibliothekare. Denn Sie müssen den Kram irgendwie finanziert bekommen. Finanziert bekommen sie ihn nur, wenn er auch ausreichend Abnehmer findet. Ausreichend abgenommen wird, was beliebt ist, und beliebt ist, was glitzert. Die Quote, die Quote ... der Nachfragedruck ...

Was bedeutet das für das Selbstverständnis der Bibliotheken? Sollen sie, wollen sie, indem sie den Zugriff aufs Internet gestatten, sich ausrüsten mit Klingelbüchern und sprechenden Kugelschreibern, mehr sein als die virtuelle Verlagerung des heimatlichen Kinderzimmers, des elterlichen Wohnzimmers, in ein halböffentliches Gebäude?

Was müssen Sie einkalkulieren an Know-How, an Personal, schlicht: an Geld, um zum Beispiel Sicherheits-Software zu installieren und *up to date*

zu halten? Woher holen Sie dieses Geld? Davon ausgehend, dass Schulbibliotheken anders alimentiert sind als Stadtbibliotheken: Sie haben immer den Kampf um die Mittel am Hacken. Wer bezahlt ein Point-and-Klick-Buch, wenn er dafür drei analoge haben kann? Sie sind es, die diese Probleme lösen müssen. Ursula von der Leyen, seinerzeit noch in ihrer Eigenschaft als Familienministerin, von einer meiner Kolleginnen auf die Ausstattung der Bibliotheken angesprochen, meinte lapidar: "Da müssen sich diese um Sponsoren bemühen". Sponsoren aber heißt immer: Aus der Traum von der Unabhängigkeit der Bildung. Sie wurde und wird ebenso privatisiert wie Strom, Wasser ... wie womöglich irgendwann die Uni Bayreuth. Ein aufklärerisches Ideal wird der klammen Kasse geopfert. Weshalb man zuletzt – und auch dazu sollten Bücher aufrufen – als denkender Mensch immer auch die Systemfrage stellt. Leise natürlich. Eher unhörbar.

Klappe, Steinhöfel! Eine Kultur entwickelt sich, keine größeren Unfälle vorausgesetzt, immer zum Besseren. Außerdem leben wir in Übergangszeiten, hast du selber gesagt! Die digitale Revolution wird gern verglichen mit der Erfindung des Buchdrucks. Und da wir noch mittendrin stecken im Umbruch, sollten wir uns mit endgültige Resultate ebenso zurückhalten wie mit Schuldzuweisungen. Ich beharre dennoch darauf: Das Revolutionäre am Buchdruck war der Bruch mit dem Bildungsmonopol der Kirche, der schlagartig ermöglichte Zugang zu Wissen. Doch schon damals war Wissen ohne Anleitung hohles Stroh. Kein Buch, ob analog oder digital, kann einen guten Lehrer ersetzen. Es kann Kind wie Lehrer wie Eltern nur unterstützen. Multimedia sollte eines sein und eines bleiben: Ergänzung. Nichts und niemand wird einem Kind das Lernen abnehmen. Den damit eventuell einhergehenden Frust muss es aushalten. Und unsere Schriftsprache ist zu reich, als dass wir sie Bild und Ton opfern sollten. Lassen Sie das Buch nicht das Nachsehen haben.

Machte oder Dampfwalze

Wer also verliert sich zuerst im Dschungel der Möglichkeiten? Ich befürchte, der Leser. Jeder Mensch greift nach dem zuerst, das ihm die wenigsten Mühen abverlangt. Warum sich mit der Machete abkämpfen, wenn man Dampfwalze fahren kann?

Sie, die Vermittler: Haben die Qual der Wahl. Soll ich nur die Machete ins Schaufenster legen? Bestelle ich die teure Dampfwalze? Wer übernimmt die Anschaffungskosten, wer zahlt den Sprit? Und wohin bringe ich das Teil zur Wartung?

Der Autor: Bleibt bei der Machete. Sie ist ein anstrengendes Werkzeug, aber ein probates und zuverlässiges. Der Traktor könnte steckenbleiben. Es könnte ihm der Sprit ausgehen. Ja, schlimmer noch: Man könnte sich damit verfahren! Wobei, zugegeben: Den einen oder anderen Kilometer guckt der eine oder andere Autor sich gern mal gemütlich zurückgelehnt an. Hände weg vom Steuer. Das Rotkehlchen macht Tschilp. Shakespeare schweigt.

Ich wünsche Ihnen allen ein anregendes Wochenende!